

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

63. Jahrgang · 12/2013 · 18. März 2013



## Vorkrieg 1913

*Florian Illies*

Schlaglichter aus dem Jahr 1913

*Michael Epkenhans*

Europa am Abgrund?

Großmächte zwischen Krisendiplomatie und Aufrüstung

*Björn Opfer-Klinger*

1913 als Kriegsjahr: Südosteuropa und die Balkankriege

*Christoph Nübel*

Bedingt kriegsbereit. Kriegserwartungen in Europa vor 1914

*Robert W. Cherny*

Die Vereinigten Staaten vor 1914

*Bernd Polster*

„Tangomanie“. Die erste Tanzwelle

## Editorial

Wer auf das Jahr 1913 zurückblickt, tut dies mit großer Wahrscheinlichkeit im Bewusstsein dessen, was darauf folgte: das Jahr 1914 mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs, der „Urkatastrophe Europas“, die den „zweiten Dreißigjährigen Krieg“ in Europa einleitete und damit auch das „Zeitalter der Extreme“. Das Jahr 1913 wird daher häufig als letztes „Normaljahr“ verklärt, als letztes Jahr einer vermeintlich unbeschwerten Zeit und stabilen Ordnung, die anschließend unwiederbringlich verloren gingen.

Tatsächlich kann diese Sicht allenfalls für den westlichen Teil Europas gelten. Auf dem Balkan tobten bereits seit 1912 zwei verlustreiche Kriege um das Erbe des zerfallenden Osmanischen Reiches, welche die Schrecken einer gesamteuropäischen Auseinandersetzung erahnen ließen. In Westeuropa hingegen herrschte seit über vierzig Jahren Frieden, und der dadurch ermöglichte technische Fortschritt sowie die enge wirtschaftliche Verflechtung zwischen den Nationen verleiteten einige zu dem Glauben, dass ein „großer Krieg“ zwischen ihnen ausgeschlossen sei.

Doch zugleich konkurrierten die europäischen Großmächte um Kolonien und Weltgeltung, instrumentalisierten die Konfliktparteien auf dem Balkan für ihre jeweiligen Interessen und rüsteten ihre Flotten und Armeen auf – freilich nur für den „Verteidigungsfall“. Militarismus und sozialdarwinistische Denkfiktionen waren weit verbreitet; es ist kein Zufall, dass Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ gerade in ebenjener Zeit entstand. Trotzdem waren die Entwicklungen bis zum Kriegsausbruch keineswegs zwangsläufig. Die tragische Erkenntnis, dass Vorkriegsjahre stets erst als solche erkannt werden, wenn es bereits zu spät ist, bleibt somit als Mahnung: dass selbst das Undenkbare denkbar ist und jeder Frieden fragil.

*Johannes Piepenbrink*

# Schlaglichter aus dem Jahr 1913

**G**erade der Mitternachtsschuss. Schreien auf der Gasse und der Brücke. Glockenläuten und Uhrenschlagen.“ Aus Prag berichtet: Dr. Franz Kafka,

**Florian Illies** Angestellter der Arbeiter-Unfall-Versicherung für das Königreich Böhmen. Sein Publikum sitzt im fernen Berlin, in der Etagenwohnung in der Immanuelkirchstraße 29, es ist nur eine

Geb. 1971; Partner des Berliner Auktionshauses „Villa Grisebach“, dort zuständig für die Kunst des 19. Jahrhunderts; zuvor unter anderem Leiter des Feuilletons der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“.

Person, doch es ist für ihn die ganze Welt: Felice Bauer, fünfundzwanzig, etwas blond, etwas knochig, etwas schlaksig, Stenotypistin in der Carl Lindström A.G. Im August, es goss in Strömen, da hatten sie sich kurz kennengelernt, sie hatte nasse Füße bekommen, er sehr schnell kalte. Aber seitdem schreiben sie sich nachts, wenn ihre Familien schlafen, hochtemperierte, zauberhafte, seltsame, verstörende Briefe. Und nachmittags meist noch einen hinterher. Als Felice einmal ein paar Tage nichts von sich hören ließ, da fing er, als er aus unruhigen Träumen erwacht, verzweifelt „Die Verwandlung“ an zu schreiben. Er hatte ihr von dieser Geschichte erzählt, kurz vor Weihnachten war sie fertig geworden (sie lag jetzt in seinem Sekretär, gewärmt von den beiden Fotos, die ihm Felice von sich geschickt hatte). Doch wie schnell sich ihr ferner, geliebter Franz selbst in ein schreckliches Rätsel verwandeln konnte, das erfuhr sie erst mit diesem Silvesterbrief. Ob sie ihn wohl, so fragt er aus dem Nichts, mit dem Schirm kräftig schlagen würde, wenn er einfach im Bett liegen bliebe, wenn sie sich für ein Treffen in Frankfurt am Main verabredet hätten, um nach einer Ausstellung ins Theater zu gehen, so also fragt Kafka einleitend in einem dreifachen Konjunktiv. Und dann beschwört er scheinbar harmlos ihre gemeinsame Liebe, träumt davon, dass Felices und seine Hand unlösbar zusammengebunden sind. Um dann fortzufahren: Es sei „immerhin möglich, dass

einmal auf solche Weise zusammengebunden ein Paar zum Schafott geführt wurde.“ Was für ein reizender Gedanke für einen Brautbrief. Man hat sich noch nicht einmal geküsst, da phantasiert der Mann schon vom gemeinsamen Gang zum Schafott. Kafka selbst scheint kurzzeitig erschrocken über das, was da aus ihm herausbricht: „Aber was läuft mir denn da alles durch den Kopf?“, schreibt er. Die Erklärung ist einfach: „Das macht die 13 in der neuen Jahreszahl.“ So also beginnt 1913 in der Weltliteratur: mit einer Gewaltphantasie.

\*

Die Angst, dass sich 1913 als Unglücksjahr erweisen könnte, sitzt den Zeitgenossen im Nacken. Gabriele D'Annunzio schenkt einem Freund sein „Martyrium des Heiligen Sebastian“ und datiert es in der Widmung lieber vorsorglich als „1912 + 1“. Und Arnold Schönberg hält den Atem an angesichts der Unglückszahl. Nicht ohne Grund erfand er die „Zwölf-Ton-Musik“ – eine Grundlage der modernen Musik, geboren auch aus dem Schrecken ihres Schöpfers vor dem, was danach kommen würde. Die Geburt des Rationalen aus dem Geist des Aberglaubens. In Schönbergs Stücken kommt die Zahl „13“ nicht vor, nicht im Takt, kaum einmal als Seitenzahl. Als er mit Entsetzen merkte, dass seine Oper über Moses und Aaron 13 Buchstaben haben würde, strich er Aaron das zweite a, und so heißt sie seitdem „Moses und Aron“. Und nun also ein ganzes Jahr im Zeichen der Unglückszahl.

## Jahresbeginn und Frühling

Vier Wochen wird Stalin in Wien bleiben. Nie wieder wird er Russland für so lange Zeit verlassen, die nächste längere Auslandsreise wird ihn dreißig Jahre später nach Teheran führen, seine Gesprächspartner heißen dann Churchill und Roosevelt (der eine war 1913 englischer Marineminister, der andere kämpfte als Senator in Washington gegen die Abholzung der amerikanischen Wälder). Stalin ver-

*Der Beitrag versammelt Auszüge aus dem Buch „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“, das 2012 im S. Fischer-Verlag, Frankfurt/M. erschienen ist. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors und der S. Fischer GmbH, Frankfurt/M., alle Rechte vorbehalten.*

lässt sein geheim gehaltenes Versteck in der Schönbrunner Schloßstraße Numero 30 bei den Trojanowskis nur selten, er ist komplett damit beschäftigt, seinen Aufsatz „Der Marxismus und die nationale Frage“ zu verfassen – ein Auftrag von Lenin. Nur ganz manchmal, am frühen Nachmittag, vertritt er sich die Füße im nahen Park von Schloss Schönbrunn, der kalt und wohlgeordnet daliegt im Januarschnee. Einmal am Tag gibt es eine kurze Aufregung, wenn der Kaiser Franz Joseph das Schloss verlässt und mit seiner Kutsche in die Hofburg zum Regieren fährt.

Stalin geht durch den Park, denkt nach, es dämmt schon. Da kommt ihm ein anderer Spaziergänger entgegen, 23 Jahre alt, ein gescheiterter Maler, dem die Akademie die Aufnahme verweigerte und der nun die Zeit totschlägt im Männerwohnheim in der Meldemannstraße. Er wartet, wie Stalin, auf seine große Chance. Sein Name ist Adolf Hitler. Vielleicht haben sich die beiden, von denen ihre Bekannten aus dieser Zeit erzählten, dass sie beide gerne im Park von Schönbrunn spazieren gingen, einmal höflich begrüßt und den Hut gelüpft, als sie ihre Bahnen zogen durch den unendlichen Park.

Das Zeitalter der Extreme, das schreckliche kurze 20. Jahrhundert, beginnt an einem Januarnachmittag des Jahres 1913 in Wien. Der Rest ist Schweigen. Selbst als Hitler und Stalin 1939 ihren verhängnisvollen „Pakt“ schlossen, sind sie sich nicht begegnet. Sie waren sich also nie näher als an einem dieser bitterkalten Januarnachmittage im Park von Schloss Schönbrunn.

\*

In München arbeitet Oswald Spengler, der dreiunddreißigjährige Misanthrop, Soziopath und Mathematiklehrer außer Dienst am ersten Hauptteil seines Monumentalwerkes „Der Untergang des Abendlandes“. Er selbst geht bei diesem Untergang mit gutem Beispiel voran. „Ich bin“, so schreibt er 1913 in den Notizen zu seiner Autobiographie, „der letzte meiner Art“. Alles gehe zu Ende, in ihm und an seinem Leib würden die Leiden des Abendlandes sichtbar. Negativer Größenwahn. Verwelkende Blüten. Spenglers Urgefühl: Angst. Angst davor, einen Laden zu betreten. Angst vor Verwandten, Angst, wenn andere Dialekt sprechen.

Und natürlich: „Angst vor Weibern – sobald sie sich ausziehen.“ Unerschrockenheit kennt er nur im Denken. Als 1912 die Titanic sank, erkannte er darin eine tiefe Symbolik. In seinen parallel entstandenen Notizen leidet er, lamentiert, klagt über eine schwere Kindheit und eine noch schwerere Gegenwart. Täglich neu notiert er: Es geht eine große Zeit zu Ende, merkt es denn keiner? „Kultur – noch letztes Aufatmen vor dem Erlöschen.“ Im „Untergang des Abendlandes“ formuliert er es dann so: „Jede Kultur hat ihre neuen Möglichkeiten des Ausdrucks, die erscheinen, reifen, verwelken und nie wiederkehren.“ Aber so eine Kultur gehe langsamer unter als ein Ozeandampfer, keine Sorge.

\*

Wann geht es endlich los? Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand wird wahn-sinnig vor lauter Warten. Seit unfassbaren 65 Jahren sitzt der 83-jährige Kaiser Franz Joseph auf dem Thron und will ihn einfach nicht räumen für seinen Neffen, der nun an der Reihe wäre, nachdem Sissi tot ist, Franz Josephs geliebte Frau, und Rudolf, sein geliebter Sohn. Immerhin hat sein Auto auch goldene Speichen wie die Kutsche des Kaisers. Doch den Titel, den hat seit 1848 nur er: Kaiser Franz Joseph. Oder, um korrekt zu sein: „Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät, von Gottes Gnaden Kaiser von Österreich, König von Ungarn und Böhmen, von Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; König von Jerusalem etc. (...) Großwojwode der Wojwodschaft Serbien etc., etc.“

Die Schulkinder, die das auswendig lernen müssen, lachen immer am meisten über das „etc., etc.“, das klingt, als gehöre dem Kaiser eigentlich die ganze Welt, als hätte man nur einen kleinen Teil davon aufgezählt. Den Thronfolger Franz Ferdinand aber bringen die beiden Wörter genau vor dem „etc., etc.“ in Wallung: Die „Wojwodschaft Serbien“. Dort unten im Balkan tobt ein Krieg, der ihm nicht geheuer ist. Er bittet um einen Termin in Schloss Schönbrunn beim „Großwojwoden der Wojwodschaft Serbien“ – dem Kaiser, dessen weiße Koteletten so lang sind wie seine Titel.

Franz Ferdinand springt vor Schönbrunn mehr aus seinem Gräf & Stift Automobil als dass er ihm entsteigt und stürzt in seiner Ge-

neralsuniform die Treppen empor zum Arbeitszimmer Franz Josephs. Man müsse dringend etwas tun, um den Serben Einhalt zu gebieten. Zu aufmüpfig agiere das Königreich an der Südostflanke des Reiches, zünde, destabilisiere. Aber man müsse es mit Augenmaß tun. Man dürfe auf keinen Fall einen Präventivkrieg führen, wie das der Generalstabschef in seinem Memorandum vom 20. Januar fordert, weil das unweigerlich Russland auf den Plan rufen werde. Der Kaiser hörte sich seinen polternden, zeternden, bebenden Neffen ungerührt an: „Ich werde darüber nachdenken lassen.“ Dann ein kühler Abschied. Der Rest ist Schweigen. Franz Ferdinand hastet erregt in sein riesiges Automobil. Der livrierte Fahrer lässt den Motor an und muss, vom Thronfolger angefeuert, in einem Höllentempo die Schönbrunner Schloßstraße herunterbrausen. Wenn Franz Ferdinand schon sein Leben lang warten muss, dann wenigstens nicht im Straßenverkehr.

\*

Am 4. März gibt es ein großes Diner in der deutschen Botschaft in London. Dort ist natürlich auch Harry Graf Kessler, jener deutsche Snob im weißen, dreiteiligen Anzug, dessen Adressbuch zehntausend Einträge hat, Freund von Henry van de Velde, Edvard Munch und Maillol, der die Cranach-Presse in Weimar begründet hat und wegen zu freizügiger Aquarelle Rodins dort seinen Posten als Museumsdirektor räumen musste. Jener Graf Kessler, der zwischen Berlin, Paris, Weimar, Brüssel, London und München pendelt, als einer der großen Katalysatoren der modernen Kunst und des Jugendstils. Durch ihn lernen wir die englische Königin ein wenig besser kennen. Gerade hatte er bei diesem Empfang dem deutschen Botschafter Karl Max Fürst von Lichnowsky (dessen kunstsinnige, Picassos sammelnde Frau ihn mochte) Bernard Shaw vorgestellt. Nun revanchiert sich diese beim Diner: Kessler wird der englischen Königin vorgestellt. „Diese sah in Silberbrokat mit einer Krone aus Diamanten und großen Türkisen verhältnismäßig gut aus.“ Ansonsten war es sehr anstrengend: „Ich konnte sie nicht stehen lassen, und sie fand keinen Ausweg aus der Unterhaltung. Jede halbe Minute schläft die Konversation mit ihr ein, und man muss die arme Dame, wie eine abgelaufene Uhr, wieder aufziehen, was aber auch wieder immer nur auf dreißig Sekunden weiterhilft.“

Kriegsgefahr übrigens, so vertraut er seinem Tagebuch an, bestehe nicht, wie er gehört hat: „Die europäische Lage habe sich seit anderthalb Jahren vollkommen gedreht. Die Russen und Franzosen seien gezwungen, friedlich zu sein, da sie auf die Unterstützung Englands nicht mehr rechnen können.“ Na dann.

\*

„Das Alte stürzt, es stürzt, es ändern sich die Zeiten“. Dieses Schiller-Zitat aus dem Wilhelm Tell prangt in großen Lettern im „Drogisten-Taschen-Kalender für das Jahr 1913“. Steht eine Revolution bevor? Ahnen etwa die deutschen Drogisten etwas von einer kommenden Katastrophe?

Nein. Es gibt nur neue, hübsche Etiketten für Salben und Hustensäfte. Oder, wie es in der Anzeige weiter heißt: „Die in unserem Verlag erschienenen neuen Etiketten u. s. w. wurden durchweg von berufenen Künstlern entworfen und gelten in geschmacklicher Hinsicht als vorbildlich und unerreicht. Sie übertreffen alles bisher Gebotene.“

\*

In der Aprilausgabe der Berliner Zeitschrift „Die Aktion“ wird zum Vatermord aufgerufen, ohne dass der Verfasser Otto Gross wissen konnte, dass zeitgleich in Wien Sigmund Freud an seiner Theorie dazu saß. Gross schreibt einen Aufsatz mit Ratschlägen „Zur Überwindung der kulturellen Krise“. Und der wichtigste ist: „Der Revolutionär von heute, der mit Hilfe der Psychologie des Unbewussten die Beziehungen der Geschlechter in einer freien und glückverheißenden Zukunft sieht, kämpft gegen die Vergewaltigung in ursprünglicher Form, gegen den Vater und gegen das Vaterrecht.“ (Am Ende des Jahres wird Gross, kein Witz, von seinem Vater in die Psychiatrie eingewiesen.) Es ist derselbe Zeitpunkt, zu dem Asta Nielsen im Kino mit dem Film „Die Sünden der Väter“ zu sehen ist. Und Franz Kafka an seinen neuen Verleger Kurt Wolff in Leipzig schreibt, dass er sich als Titel für seinen ersten Erzählungsband „Söhne“ ausgedacht habe. Gottfried Benns zweiter Gedichtband, der in diesem Jahr nicht bei Kurt Wolff erscheint, weil dieser Benns Gedichte nicht mag, sondern in Wilmersdorf bei dem Kleinverleger Meyer, heißt tatsächlich „Söhne“. Kein Wunder also, dass am 3. April auf der Hamburger

















































Verband oder dem Flottenverein (mit 1,1 Millionen Mitgliedern) und Teilen der Presse ins nationalistische Horn blies. In Großbritannien propagierten Navy League und National Service League (zusammen 300 000 Mitglieder) weitere Rüstungsanstrengungen und sorgten dafür, dass das Militär an Ansehen gewann. Waren manche dieser Verbände mit Billigung der Regierungen entstanden, wurde die Politik durch deren Agitation nun erheblich unter Druck gesetzt. Indem die nationalistischen Vereinigungen immer wieder die Notwendigkeit eines Krieges betonten, wollten sie die Kriegsbereitschaft erhöhen. Gegen eine solche bellizistische Stimmungsmache bezog vor allem die sozialistische und liberale Presse deutlich Position.

Kriegsbilder, Kriegserwartungen und Militarismus waren schlussendlich nicht allein durch gezielte Propaganda „von oben“ entstanden. Sie wurden stattdessen in einer von Staat und Gesellschaft geprägten Öffentlichkeit verhandelt und basierten auf einem weit verbreiteten Gedankengut, das durch die Tätigkeit von Vereinen, bei Paraden oder in der Literatur besonders präsent war.<sup>19</sup> 1913 waren die europäischen Gesellschaften militarisiertere Gesellschaften. Die Alltäglichkeit des Militärischen zeugt von einer gewissen Akzeptanz soldatischer Werte und Normen, mochten diese auch von der Friedensbewegung und den Pazifisten kritisiert werden.

## Europa 1913: Bedingt kriegsbereit

Die weite Verbreitung militärischer Werte engte den Handlungsspielraum zunehmend ein. Die Großmächte betrieben eine Politik der nationalen Stärke und begriffen das internationale System zunehmend als Konfliktfeld der Bündnissysteme. Die Deutungshoheit der Militärs war gefährlich, denn manche Politiker fühlten sich dazu gedrängt, ihr Handeln auf die Lösungsvorschläge der Generäle auszurichten. Diese rieten vor allem zur Aufrüstung und zur Stärkung der Kriegsbereitschaft, in Deutschland sogar zu einem Präventivkrieg. Doch ein mutwillig vom Zaun

<sup>19</sup> Vgl. zu diesem erweiterten Propagandabegriff und den Folgen der Mobilisierung: Christoph Nübel, Die Mobilisierung der Kriegsgesellschaft. Propaganda und Alltag im Ersten Weltkrieg in Münster, Münster u. a. 2008.

gebrochener Angriffskrieg hätte kaum dazu geführt, dass die Bevölkerung „einmütig und begeistert“ in den Kampf gegangen wäre, wie von den Militärs erhofft und für nötig befunden. Vielmehr hätte er mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Protestwelle hervorgerufen, womit die Mobilisierung für den erwarteten Volkskrieg erschwert worden wäre. Allein das Gefühl, einen Verteidigungskrieg zu führen, konnte gewährleisten, dass viele Europäer bereitwillig in den Krieg zogen.

Dass ein Krieg der Großmächte hohe Opfer fordern würde, hatte der jüngste Balkankrieg gezeigt. 1913 kam eine Untersuchungskommission zu dem Urteil, dieser sei deshalb so verheerend gewesen, weil der Krieg „nicht nur von den Armeen, sondern von den Völkern selbst geführt“ worden sei.<sup>20</sup> Das ständige Gerede vom Krieg mochte die Kriegserwartungen in Teilen von Politik und Gesellschaft erhöht haben. Es setzte jedoch keinen Automatismus in Gang, der die Mächte auf den großen Krieg zusteuern ließ. Schließlich war es bislang immer gut gegangen. Unter diesem Eindruck stellte der Kanzlerberater Kurt Riezler 1913 sogar die Theorie auf, dass es in der europäischen Diplomatie eine große Hemmschwelle gebe, einen Krieg zu riskieren. Dies müsse man kaltblütig ausnutzen. Eine solche kalkulierte Sorglosigkeit gepaart mit dem Eindruck, das Dilemma der unsicheren internationalen Politik sei unlösbar, führte zu einem leichtfertigen Umgang mit Krisen und Kriegsgefahren.

1913 endete, wie es begonnen hatte: Mit einer Krise. Diesmal gerieten Deutschland und Russland aneinander. Im Grunde ging es um wenig: Durfte das Reich einen Militärberater, Otto Liman von Sanders, nach Konstantinopel senden, um dort eine Armee reform zu organisieren? Russland sah seinen Zugang zum Mittelmeer in Gefahr und reagierte so harsch, dass Krieg in der Luft lag. Wieder ging es um Allianzen, Macht und Prestige. In diesem Fall hatte eine Personalfrage ausgereicht, um Europa an den Rand eines Krieges zu bringen. Auch wenn Deutschland und Russland den Konflikt letztlich mit Kompromissen beilegen konnten, waren ihre diplomatischen Beziehungen am Nullpunkt angelangt. Ein Krieg blieb weiterhin denkbar. Das war kein gutes Omen für 1914.

<sup>20</sup> Zit. nach: J. Sheehan (Anm. 2), S. 84.







Roosevelts Anhänger beschuldigten Taft, er habe die Nominierung erschwindelt und gründeten die Progressive Party. Jane Addams unterstützte Roosevelts Nominierung; sie war die erste Frau, der eine so prominente Rolle bei einem Parteitag zuteil wurde, und wohl die bekannteste Frau Amerikas – zu einer Zeit, als Frauen und Frauenorganisationen sich immer häufiger in öffentlichen Angelegenheiten zu Wort meldeten. Als Tochter einer reichen Familie aus Illinois hatte sie eine Zeit lang das Leben einer wohlhabenden jungen Frau geführt; doch inspiriert durch idealistische Universitätsabsolventen in London – die in der Toynbee Hall, dem ersten *settlement house*, Nachbarschaftshilfe in Londons Armenvierteln leisteten – gründete sie 1889 zusammen mit ihrer Kommilitonin Ellen Gates Starr in einem Arbeiter- und Immigrantenviertel in Chicago das Hull House. Dort lebten sie zusammen mit wechselnden Unterstützern, meist jungen, idealistischen Collegeabsolventinnen, und boten verschiedene Dienste wie Kinderbetreuung oder Bildungsprogramme für Erwachsene an. Vom Gesetzgeber forderten die Hull-House-Aktivistinnen Gesundheits- und Sicherheitsregeln für Arbeiter, die Abschaffung der Kinderarbeit sowie weitere Reformen. Die Nachbarschaftszentren verbreiteten sich, und der Name Jane Addams wurde in der Folge zum Synonym einer Bewegung für soziale Reformen. Ein Historiker bezeichnete die *settlement houses* gar als „Speer Spitze für Reformen“.<sup>11</sup>

Addams sah die neue Progressive Party als Teil einer weltweiten Bewegung für soziale Gerechtigkeit. Unter der Überschrift „Soziale und industrielle Gerechtigkeit“ verfassten sie und ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter einen Abschnitt des Parteiprogramms, in dem sie – teilweise unter Berufung auf europäische Modelle – eine Sozialversicherung „gegen die Risiken durch Krankheit, Gelegenheitsarbeiten und Alter“ propagierten. Das Programm forderte zudem Sicherheits- und Gesundheitsstandards in der Industrie, das Verbot von Kinderarbeit, Mindestlöhne für Frauen, eine Sechstageswoche, Gewerkschaften, das Frauenwahlrecht, eine staatliche Gesundheitsfürsorge, Einkommen- und

<sup>11</sup> Allan Davis, *Spearheads for Reform. The Social Settlements and the Progressive Movement*, New Brunswick 1984<sup>2</sup>. Vgl. auch Victoria Bissell Brown, *The Education of Jane Addams*. Philadelphia 2007.

Erbschaftsteuern sowie „strenge bundesweite Regeln für in mehreren Staaten tätige Unternehmen“.

Zu globalen Fragen sagte das Parteiprogramm der Progressiven indes kaum etwas, abgesehen von der Klage über „das Fortbestehen der barbarischen Kriegsführung zwischen Ländern in unserer Zivilisation – mit einer enormen Verschwendung von Ressourcen selbst in Friedenszeiten und der daraus resultierenden Verelendung der arbeitenden Massen“. Während das Programm „gerichtliche und andere friedliche Mittel zur Lösung internationaler Differenzen“ propagierte und „internationale Abkommen zur Begrenzung von Marinestreitkräften“ befürwortete, offenbarte es zugleich Roosevelts Einfluss, indem es den Bau von jährlich zwei weiteren Kriegsschiffen zusicherte.<sup>12</sup> Addams gab zu, sich „schwer damit (zu tun), diese zwei Kriegsschiffe zu schlucken“.<sup>13</sup> Auch war sie enttäuscht darüber, dass die Progressiven sich nicht dazu verpflichteten, die Rechte der Afroamerikaner zu schützen.

## Wilson's Weg zur Präsidentschaft

So wie sich die Republikaner unter Taft in einen konservativen und einen progressiven Flügel gespalten hatten, standen auch die Demokraten vor Zerreißproben. Eine ihrer Hochburgen lag im Süden; dort stand die Partei für die Vorherrschaft der Weißen. Immigrantengruppen, die moralische Reformen wie etwa ein Verbot alkoholischer Getränke ablehnten, bildeten eine weitere Basis. Zudem stützten sich die Demokraten auf die politischen Apparate in den Großstädten des Nordens, deren Macht aus ihrer Unterstützung in armen Arbeiter- und Immigrantenvierteln resultierte. Im Westen umfasste die Demokratische Partei auch Reste der Populisten-Bewegung der 1890er Jahre. So sehr die Hoffnung auf einen Sieg sie einte, so zerrissen waren die Parteitag delegierten zwischen verschiedenen Kandidaten, von denen keiner eine Mehrheit, geschweige denn die erforder-

<sup>12</sup> Programm der Progressiven Partei vom 5. November 1912, in: *The American Presidency Project*, [www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=29617](http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=29617) (6.2.2013).

<sup>13</sup> Jane Addams, *My Experiences as a Progressive Delegate*, in: *McClure's Magazine*, (1912) 40, S. 12.

liche Zweidrittelmehrheit hinter sich hatte. Als die New Yorker Delegation für Champ Clark aus Missouri stimmte, veranlasste dies den dreifachen Präsidentschaftskandidaten und wohl populärsten Demokraten bei Lokalpolitikern, William Jennings Bryan, zu einem wahlentscheidenden Entschluss – nämlich dazu, Woodrow Wilson zu unterstützen, da er meinte, die New Yorker Delegation werde von der Wall Street kontrolliert.

Bryan verfasste zu großen Teilen das Parteiprogramm, das die Zerschlagung der Monopole und anderer Großunternehmen forderte, das Recht der Arbeiter auf Gewerkschaftsbildung unterstützte und für die Unabhängigkeit der Philippinen eintrat. Mit all diesen Themen war Bryan vertraut; bereits als demokratischer Präsidentschaftskandidat in den Jahren 1896, 1900 und 1908 hatte er sich als Verfechter strenger wirtschaftlicher Regulierung durch Bundesgesetze zugunsten der Farmer und Arbeiter sowie als Gegner imperialistischer Ambitionen hervorgetan.<sup>14</sup>

Woodrow Wilson, der demokratische Präsidentschaftskandidat, war dagegen erst spät in die Politik eingetreten. Im Süden geboren und aufgewachsen, war er geprägt von Erinnerungen an den Bürgerkrieg und die anschließende *Reconstruction*. Er hatte ein Studium an der Princeton University absolviert, anschließend an der Johns Hopkins Universität in Baltimore promoviert und war 1902 Präsident der Fakultät in Princeton geworden. Seine Schriften und öffentlichen Vorträge waren konservativ geprägt, was die demokratischen Bosse alter Schule in New Jersey dazu veranlasste, ihn 1910 als Gouverneur zu nominieren. Einmal im Amt, überraschte er sie indes mit progressiven Reformen.<sup>15</sup>

Im Wahlkampf des Jahres 1912 erhielten Wilson und Roosevelt die größte Aufmerksamkeit. Beide kritisierten die Monopole und die mächtigen Wirtschaftsinteressen; Roosevelt befürwortete Regulierung, während Wilson die Monopole zerschlagen und den Wettbewerb wieder herstellen wollte. Eugene Debs, der Kandidat der Sozialisten, machte

sich für die Verstaatlichung großer Unternehmen und für einen Schutz der Arbeiter stark. Taft führte einen glanzlosen Wahlkampf. Die Weltpolitik spielte bei keinem Kandidaten eine große Rolle. W.E.B. Du Bois, ein prominenter Afroamerikaner, unterstützte aus Enttäuschung über Roosevelt und Taft den Demokraten Wilson, einige weitere afroamerikanische Politiker folgten ihm darin. In Milwaukee wurde Roosevelt angeschossen; sein Brillenetui und ein zusammengefaltetes Redemanuskript dämpften den Schuss jedoch ab, und so verwundete die Kugel nur eine Rippe. Am Wahltag erhielt Wilson beinahe alle erwarteten demokratischen Stimmen, 42 Prozent der gesamten Wählerstimmen. Roosevelt und Taft teilten sich den erwarteten Stimmenanteil der Republikaner, Roosevelt erhielt 27, Taft 23 Prozent. Debs erhielt sechs Prozent.

1913

Wilson's Regierungsbildung verfolgten die Amerikaner mit großem Interesse; Ablenkung bot Mitte Februar 1913 jedoch eine Kunstausstellung in der National Guard Armory in New York. Die sogenannte Armory Show präsentierte moderne Werke europäischer Maler, darunter Picasso, Matisse, Duchamp und Kandinsky. Die meisten Kritiker und Rezensenten sahen die Künstler als geisteskrank oder anarchistisch an; einer von ihnen verglich ein kubistisches Gemälde gar mit der „Explosion in einer Schindelfabrik“.<sup>16</sup>

Bryan wurde Wilson's Außenminister; beide waren außenpolitisch eher unerfahren. So konzentrierte sich der Präsident 1913 vor allem auf innenpolitische Fragen. Der Kongress verfügte die erste Einkommensteuer seit 1894 und senkte die Zolltarife beträchtlich. Bei der Entwicklung der Notenbank, des Federal Reserve Systems, arbeiteten Wilson und Bryan eng mit dem Kongress zusammen. Die Enttäuschung und den Ärger von Du Bois und anderen Führern der Afroamerikaner zog die Regierung auf sich, als viele ihrer Bevollmächtigten vor allem im Süden begannen, in Bundeseinrichtungen die Rassentrennung einzuführen und Afroamerikaner auch in anderer Weise zu diskriminieren.

<sup>14</sup> Vgl. Robert W. Cherny, *A Righteous Cause. The Life of William Jennings Bryan*, Boston 1985.

<sup>15</sup> Vgl. Kendrick Clements, *The Presidency of Woodrow Wilson*, Lawrence, KS 1992; John Milton Cooper Jr., *Woodrow Wilson. A Biography*, New York 2009.

<sup>16</sup> Zit. nach: Milton W. Brown, *The Story of the Armory Show*, New York 1988.



Eine wesentliche Ablenkung von innenpolitischen Angelegenheiten kam 1913 vonseiten Mexikos. Im Februar stürzten konservative Kräfte und Armeeeoffiziere den reformorientierten Präsidenten Francisco Madero und richteten ihn hin. Wilson verweigerte dem neuen, als undemokratisch angesehenen Regime die diplomatische Anerkennung und erklärte: „I am going to teach the South American republics to elect good men.“

Mit seinem Amtsantritt als Außenminister hatte Bryan allerdings angedeutet, dass er Konflikte mit anderen Ländern nicht kriegerisch, sondern durch Vereinbarungen beilegen wolle. Bryan und Wilson waren beide gläubige Presbyterianer und standen mit ihrer Erwartung an die Länder, Alternativen zum Krieg zu finden, nicht allein. Die meisten Amerikaner teilten wohl ohnehin Roosevelts Ansicht, dass Kriege immer unwahrscheinlicher würden: „Da die Nationen immer zivilisierter werden, haben wir jeden Grund, nicht nur zu hoffen, sondern zu glauben, dass (Kriege) immer seltener werden.“<sup>17</sup> Die Haager Konferenzen von 1899 und 1907 hatten gebildete Amerikaner zudem in ihrer Erwartung ermutigt, „zivilisierte“ Nationen könnten Alternativen zum Krieg finden, um internationale Konflikte friedlich zu lösen – insbesondere durch die Errichtung des Ständigen Schiedshofs.

Andrew Carnegie – der Stahlmagnat, der seinen Ruhestand mit der Verteilung seiner Millionen verbrachte – hatte 1910 die Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden ins Leben gerufen. Er glaubte daran, dass internationale Gesetze und mächtige internationale Organisationen Kriege aus der Welt schaffen könnten, und verpflichtete die Stiftungstreuhänder, „die Abschaffung internationaler Kriege – des übelsten Schandflecks unserer Zivilisation – voranzutreiben“.<sup>18</sup> Auch finanzierte er den Bau des Friedenspalastes in Den Haag als Sitz des Ständigen Schiedshofs.

Abweichende Perspektiven auf den Weltfrieden boten indes Jane Addams und der

<sup>17</sup> Theodore Roosevelt, *Expansion and Peace*, in: *Independent*, (1899) 51, S. 3401–3405.

<sup>18</sup> Centennial of the Global Think Tank, Carnegie Endowment for International Peace, [www.carnegieendowment.org/about/index.cfm?fa=centennial](http://www.carnegieendowment.org/about/index.cfm?fa=centennial) (6.2.2013).

Präsident der Stanford University, David Starr Jordan, an: Addams betonte, Frieden sei nur zu erzielen, wenn „der Mensch darauf verzichtete, Gewinn aus Unterdrückung zu erzielen und sich der Sache der Armen annähme“ – sodass „Frieden nicht länger die Abwesenheit von Krieg bedeuten würde, sondern die Entfaltung weltweiter Prozesse, welche die Entwicklung menschlichen Lebens begünstigen“.<sup>19</sup> Und Jordan sagte im Februar 1913 zuversichtlich voraus, es werde niemals einen „großen Krieg“ in Europa geben, da ein solcher Konflikt die Profitmaximierung stören würde: „Solange (die Bankiers und Industriellen) den Kämpfern nicht anordnen zu kämpfen, wird es keinen allgemeinen Krieg geben“ – und dies würde niemals geschehen, da sie zu viel zu verlieren hätten.<sup>20</sup>

Getragen von solch einem Optimismus über eine Verbannung des Kriegs trieb Bryan seine Pläne für weltweite Schlichtungsverträge voran. Seinem Vertragsentwurf stimmte zunächst Wilson, später auch der Senatsausschuss für Auslandsbeziehungen zu. Am 24. April 1913 veröffentlichte das Außenministerium der Vereinigten Staaten „Präsident Wilsons Friedensangebot“ an alle 40 Nationen, mit denen die USA diplomatische Beziehungen unterhielten. Jedes der Länder wurde eingeladen, einen Vertrag mit den USA einzugehen, in dem beide Seiten vereinbarten, für den Fall, dass Konflikte nicht auf diplomatischem Wege gelöst werden konnten, für eine bestimmte Zeit (eine „Abkühlungsphase“) – in der eine internationale Kommission die Lage untersuchen und eine Empfehlung aussprechen sollte – auf einen Krieg zu verzichten. Insgesamt 30 Länder unterzeichneten einen solchen Vertrag, 22 davon wurden ratifiziert.

Besonders stolz zeigte sich Bryan, als an einem Tag Großbritannien, Frankreich, Spanien und China unterschrieben – diese Länder machten mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung aus. Es war der 15. September 1914 – sechs Wochen nach den Eröffnungssalven des Ersten Weltkriegs.

<sup>19</sup> Jane Addams, *Newer Ideals of Peace*, New York 1907, S. 237 f.

<sup>20</sup> David Starr Jordan, *Impossible War*, in: *Independent* Nr. 74 vom 27.2.1913, S. 467 f.

# „Tangomanie“. Die erste Tanzwelle

**T**ango. Dieses einzige Wort hat es zuwege gebracht, dass ältere, ganz vernünftige Menschen plötzlich Tanzstunde nehmen,

**Bernd Polster**  
Geb. 1952; freier Journalist und  
Autor; Eнденicher Straße 300,  
53121 Bonn.  
mail@berndpolster.de

men, dass eine ganze Gesellschaftsklasse ihre Zeiteinteilung verändert hat, um zu tanzen, dass Lokale plötzlich zu eng wurden, um alle Tango-Enthusiasten zu placieren, dass verstaubte Tanzmeister Protest bliesen<sup>1</sup> – und dass, so könnte man ergänzen, sich damals Fachleute und Journalisten darüber die Finger wund schrieben. Als der Tango aus Argentinien nach Europa kam, war das publizistische Echo enorm. Was heute, da der Tanz als öffentliches Thema nicht existiert, kaum mehr vorstellbar ist. In der Tango-Welle vor einhundert Jahren zeigt sich somit wie in einem Rückspiegel auch die heutige Marginalisierung des Tanzes.

Das einleitende Zitat entstammt dem Buch „Tanz-Brevier“, das erste seiner Art, das im Jahr 1913 erschien. Darin beschreibt der Autor Franz Wolfgang Koebner<sup>2</sup> jene „modernen Tänze“, die sämtlich aus Amerika kamen und sich seit etwa 1903 in Europa verbreitet hatten. Diese Entwicklung steigerte sich dann 1913 zu dem, was Koebner „Tangomanie“ nannte – wobei der Ursprung der neuen Tänze in den überseeischen Vorstadtghettos kein Geheimnis war und natürlich für exotischen Reiz sorgte. Sänger und Tänzer aus Amerika, oft mit dunkler Hautfarbe, gehörten im Kaiserreich ohnehin zum festen Repertoire der Cabarets und Tanzetablissemments.<sup>3</sup> Der für Klartext bekannte Berliner Volksmund teilte die neuen Tänze in zwei Gruppen, nämlich „Wackel- und Schiebetänze“. Tango gehörte zu den „Schiebern“. Es war die erste moderne Tanzwelle, die in der westlichen Welt weite Kreise der Bevölkerung erfasste, und der dann über das 20. Jahrhundert hinweg zahlreiche ähnliche Wellen folgen sollten, vom Charleston über Swing bis zu Rock 'n'

Roll und Hiphop. Ein Phänomen, dem in seiner Gesamtheit bislang wenig Beachtung geschenkt wurde.<sup>4</sup> 1913 war das völlig anders.

In Ländern wie Deutschland, Frankreich und den USA entfachte die erste Tanzwelle eine heftige Debatte.<sup>5</sup> Aufregung herrschte nicht zuletzt bei den Tanzlehrern, die durch den ihnen unbekanntem Tango ihr Monopol bedroht sahen. Auf der 12. Welttanzlehrerkonferenz in Paris, der „Académie internationale des Amateurs professeurs de danse, tenue et maintien“ im Jahr 1913 kam der Tango deshalb kurzerhand „auf den Index“.<sup>6</sup> Die Kollegen vom „Verein Berliner Tanzlehrer von 1876“ gingen noch einen Schritt weiter und wandten sich an den Polizeipräsidenten Traugott von Jagow. Dieser teilte ihnen schriftlich „ergebenst mit, dass die Polizeireviere angewiesen sind, auf anstössige Tänze ihr besonderes Augenmerk zu richten und erforderlichenfalls Strafanzeige zu erstatten“, und zwar sowohl gegen die Tänzer als auch gegen die Saalbesitzer.<sup>7</sup> Auf einer Versammlung des Vereins der Berliner Saalbesitzer wurde jedoch festgestellt, dass man „durch das Nichtdulden dieser Tänze erhebliche geschäftliche Nachteile erlitten“ habe. Kollegen, die sich gegen die Tanzneuheiten sperren, erläuterte ein anwesender Tanzlehrer, würden deshalb von den Saalbesitzern „sofort entlassen“.<sup>8</sup> Dass in diesem Interessenkonflikt ein Antrag,

<sup>1</sup> Franz Wolfgang Koebner, *Tanz-Brevier*, Berlin 1913, S. 31.

<sup>2</sup> Koebner, Chefredakteur der Zeitschrift „Elegante Welt“, war keineswegs Tanzjournalist. In den 1920er Jahren gründete er „Das Magazin“, eine der führenden Zeitschriften für das kulturinteressierte Bürgertum.

<sup>3</sup> Vgl. Rainer E. Lotz, *German Ragtime & Prehistory of Jazz*, Chigwell 1985. In dieser kommentierten Diskografie im Kaiserreich erschienener Tonträger wird auf 371 Seiten die enorme Vielfalt der Musikimporte deutlich.

<sup>4</sup> Vgl. Astrid Eichstedt/Bernd Polster, *Wie die Wilden. Tänze auf der Höhe ihrer Zeit*, Berlin 1985.

<sup>5</sup> Zurückgegriffen wird hierbei insbesondere auf die in der Deutschen Tanzbibliothek in Leipzig gesammelten zeitgenössischen Quellen.

<sup>6</sup> Vgl. Der Kongress der Tanzmeister, in: *Cabaret Tanz Revue*, 3 (1913).

<sup>7</sup> Der Polizeipräsident gegen die Schiebetänze, in: *Cabaret Tanz Revue*, 3 (1913).

<sup>8</sup> Es wird weiter gewackelt, in: *Cabaret Tanz Revue*, 3 (1913).

bei den Behörden um Erlass eines Tanzverbots vorstellig zu werden, schließlich mehrheitlich abgelehnt wurde, verwundert kaum.

„Wer es bisher liebte, sich leidenschaftlich in politische oder gar Kunstgespräche zu verstricken, tritt nun in die Reihen der Tangopassionisten“, meldete eine große Berliner Illustrierte 1913.<sup>9</sup> In Paris veranstalteten gleich mehrere Zeitschriften Umfragen zum Thema Tango. Ausgerechnet der argentinische Botschafter ließ dabei verlauten, dass er den aus seiner Heimat stammenden Tanz auf seinen „Gesandtschaftsbällen auf das strengste verbiete“, denn, so der Diplomat, „bei uns tanzen ihn nur Verbrecher und Dirnen“. Der Romancier Anatole France erkannte dagegen im Tango eine „exotische Errungenschaft“, der „etwas sehr Ausdruckstarkes und sehr Menschliches“ zukomme.<sup>10</sup> Als schließlich der revolutionären Ideen zugetane Kollege Jean Richepin in der Académie française eine Rede für den Tango hielt, war zwar sein Pult dicht umlagert, aber von den Professoren des hohen Hauses kaum jemand anwesend.<sup>11</sup> In der Haltung pro und contra Tango traten kulturelle Frontlinien zutage. Der moderne Tanz war ein Stimmungsbarmeter der verkrusteten Gesellschaft und verfügte, ähnlich wie die moderne Kunst, über ein erhebliches Skandalpotenzial.

## Tango als Körperkultur

Doch in Europa hat der Tango gar nicht als Provokateur Einzug gehalten, sondern als sportliche Disziplin: Wie beim Tennis, das ebenfalls gerade zur Freizeitbetätigung der feinen Gesellschaft geworden war, gab es bald exklusive Clubs und Turniere nach englischem Vorbild, ein deutlicher Hang zu Snobismus und Dekadenz inklusive. Der erste deutsche Tanzclub war 1911 in Berlin gegründet worden. Nur eine Saison später fanden sich dort bereits genügend Paare, die im Admiralspalast auf einem Turnier antraten, bei dem der Tango die Hauptattraktion bildete. Nebeninteressen wie Klatsch und Flirts wurden nun als unerwünschte Ablenkung empfunden. Die „Elegante Welt“, Berlins gera-

<sup>9</sup> Ola Alsen, Tanzlust, in: Die Woche, 5 (1913) 41.

<sup>10</sup> Tango-Meinungen, in: Cabaret Tanz Revue, 3 (1913).

<sup>11</sup> Vgl. Der Tango in der Akademie, in: Cabaret Tanz Revue, 3 (1913).

de gegründetes Gesellschaftsblatt, das den Tanzsport propagierte, hielt es für unmöglich, „mit aufgeweichtem Kragen, klebenden Haaren, dem Temperamente Luft zu machen. Die ‚wirkliche Bewegung‘ ist abgetan.“<sup>12</sup>

Ausgerechnet am Tango entwickelten die Sportenthusiasten ihre Idealvorstellung eines reinen Tanzes. Die Überwindung des Körpers, seit dem Walzer auch ein Grundmotiv des bürgerlichen Gesellschaftstanzes, wurde nun zielstrebig umgesetzt. Deshalb sprach auch für den Tango, dass „es gottseidank unmöglich geworden ist, die Tangomusik so schnell nachzusingen, wie es die Trivialität der früheren Tänze gestattete“.<sup>13</sup> Anstelle fröhlichen Gesangs herrschte heiliges Schweigen, statt Freude an der Bewegung Stolz über die vollbrachte Leistung, statt Berührung Beherrschung.

Sport und Tango fusionierten als zwei Erscheinungsformen der Moderne. Sie berührten jedoch noch ein völlig anderes Konzept, das in jener Zeit entstand: die Idee der „Körperkultur“. Die damals in Deutschland sehr verbreitete „Lebensreform“-Bewegung propagierte eine natürliche, einfache Lebensweise, oft nicht ohne eine kräftige Portion Esoterik und Vereinsmeierei. Man aß gesunde Rohkost, trug bequeme „Reformkleidung“ und frönte der „Freikörperkultur“. Mit dem dekadenten Tango hatten die Lebensreformer gewiss wenig im Sinn. Aber im Zuge ihrer Bestrebungen gelangten Gymnastik und Tanz automatisch in den Fokus des allgemeinen Interesses. Dazu gehörte dann eben auch, dass Nackttänzerinnen auf Cabaret-Bühnen auftraten und – stets unter der auch an den Staatsanwalt adressierten Versicherung, es handle sich dabei um eine Präsentation ästhetischer Vollkommenheit – ein beliebtes Skandalthema bildeten. Das war ebenso Teil einer Gemengelage, in der eine prude, in ihren Konventionen eingeschnürte Gesellschaft sich am Tabubruch versuchte.

Als eine weitere Neuheit der Vergnügungsbühnen wurden professionelle Tanzpaare ins Repertoire aufgenommen, allen voran solche, die Tango tanzten. Sie trugen fremd klingende Namen, wie etwa das „brillante Tango-Duett Carry & Leon“ oder die „famous

<sup>12</sup> R. L. Leonard, Der verlästerte Tango, in: Elegante Welt, 2 (1913) 45.

<sup>13</sup> Ebd.

brasilian Tango-dancers Chitty Dolores and Partner“.<sup>14</sup> Letztere hatten, neben „Ragtime“, auch den „Tango-Apache“ im Programm. Wobei es sich um eine weitere, ganz besondere Pirouette der Exotik handelte: In Frankreich wurde der Name des nordamerikanischen Indianerstamms zu einem Synonym für Draufgänger und Gauner und der „Apachentanz“, ein choreografiertes Dramolett zwischen Dirne und Zuhälter, zu einer verrucht anmutenden Tanzattraktion.

## Internationale der Schieber

Um 1907 war der Tango in Paris von Mitgliedern der argentinischen *jeunesse dorée*, der wohlhabenden, stets nach Vergnügen suchenden Jugend, erstmals vorgeführt worden, um, in Verbindung mit den ebenfalls gerade aufkommenden Tangoklängen, die Salons mit ein wenig Lokalkolorit zu dekorieren. Bald stellte sich heraus, dass die Mischung aus reizvoll verzögerten Rhythmen und Melancholie etwas ganz Besonderes war. Geschäftstüchtige Tanzlehrer griffen dies auf und seziierten den neuen Tanz flugs in bis zu zwanzig verschiedene Figuren. Derart gestutzt wurde der Tango in Deutschland zunächst für eine Pariser Modetorheit gehalten – was er nun im Grunde ja auch war. Als die Herkunft aus schwülen Gefilden durchsickerte, führte dies zur sentimental Verklärung. Das Bewusstsein, sich im Takt einer Musik zu bewegen, die aus den „Lasterhöhlen“ von Buenos Aires und Montevideo kam, gehört seitdem zum festen Bestandteil der Tango-Romantik.

Bis heute erscheint der Tango als weitgehend singuläres Phänomen, was sich nicht zuletzt in umfangreicher Literatur niedergeschlagen hat. Dabei ist offensichtlich, dass zwischen der Entstehung des Tango und der anderer Schiebetänze in Europa und Amerika deutliche Parallelen bestehen.<sup>15</sup> Der Rixdorfer aus Berlin, die Step-Tänze aus den USA, der Londoner Lambeth-Walk und eben auch der Tango, sie alle brachen mit der bürgerlichen Tanzdistanz, indem sie das „Schieben“ zum Bewegungsstil machten. Sie alle wurzelten in ländlichen Tanzweisen und entstanden gegen Ende des 19. Jahrhunderts in den Vorstäd-

ten der Metropolen im multiethnischen Milieu der Armen, Arbeiter und Ganoven. Alle enthielten das sexuelle Moment und wurden eng umschlungen getanzt – als „Schieber“, der proletarischen Internationale des Tanzes.

Im Übrigen war die „Schiebermütze“ – englisch *flat cap*, französisch *casquette* – ebenfalls kosmopolitisch. Tatsächlich kommt die ambivalente Bedeutung der neuen Tänze gerade im berlinerischen Begriff des „Schiebers“ gut zum Ausdruck. Der Begriff, der ursprünglich für den Vorarbeiter geprägt wurde, ist später auf kleine Gauner, Krisengewinnler und Zuhälter übertragen worden. Aber natürlich steckt darin auch eine Anspielung auf den Geschlechtsakt. Dass der proletarische Ursprung der Tanzmode auch später latent mitschwang, ist aus einem Gedicht herauszuhören, das damals in einer Berliner Tageszeitung erschien: „Mensch, was nützt dir Rang und Titel,/Schönheit, Schick und reiche Mittel,/wenn du nicht das eine kannst,/wenn du noch nicht Tango tanzst?!/Jeder Gimpel ist dir über,/der ein richt'ger Tango-Schieber.“<sup>16</sup>

## Biagsam, wie es der Tanz erfordert

Dem proletarischen Tango wurde die zweifelhafte Ehre zuteil, von Europas Lebewelt mit Kusshand adoptiert zu werden. „Gegen Morgen, nachdem Fässer voll Champagner geleert worden waren und ich selbst mich in gehobenster Stimmung befand, hatte ich die Idee, den Apachentango mit einem wunderschönen jungen Menschen zu tanzen“, verriet Isodora Duncan, die als von Gewändern umhüllte Barfuß-Ballerina dem modernen Tanz den Weg ebnete.<sup>17</sup> Europas Tango-Helden waren die „Ritter von Snob mit Einglas, gekrümmter Rückenlinie und nasaler Sprachbehandlung“, die „Incroyables von 1913“.<sup>18</sup> Ihnen diente die männliche Hand, leicht abgespreizt, als Prellbock für antanzende Paare.

Private *déjeuners*, *thés* und *soupers*, damals Fixpunkte des gesellschaftlichen Lebens, wurden nun vom Tango erobert. „Wo man sonst zu einem Souper gebeten wurde, steht auf der Karte: Kaltes Büfett und Tango“,

<sup>14</sup> Anzeigen in: Cabaret Tanz Revue, 3 (1913).

<sup>15</sup> Vgl. Nur nicht drängeln! Schieber, in: A. Eichstedt/B. Polster (Anm. 4).

<sup>16</sup> Tango, in: Berliner Morgenpost vom 13. 10. 1913.

<sup>17</sup> Isadora Duncan, Mein Leben – Meine Zeit, Wien 1981.

<sup>18</sup> Tango, in: Cabaret Tanz Revue, 3 (1913).

staunte die Presse.<sup>19</sup> Frauenzeitschriften gaben Anleitung, wie ein *thé tango* stilvoll zu gestalten sei. Man „tangote“ auf Dampfern, am Badestrand und beim Picknick. Über das Tanzen im Freien mokierten sich allerdings die Spezialisten, da unebener Grund beim „exakten Tanzvollzug“ hinderlich sei. Derweil kam die Tango-Verwertung in Schwung. Zahlreiche Unternehmen entdeckten das Zauberwort: „Es fing an mit einem kleinen Kuchen, den ein Pariser Zuckerbäcker Tango taufte. Einem Stoffhändler war ein gelber Satin total verschossen und drohte liegenzubleiben; ein Angestellter taufte ihn Tango und siehe da, man riß sich um den Stoff. Dann kam die Tangobluse, der Tangohut, das Tangobriefpapier, Bleistift, Haarnadeln, Kragen, Korsette, Schuhe, Parfüme, Tangofedern, ein Necessaire Tango. Kein Laden ohne zwanzig verschiedene Tango-postkarten.“<sup>20</sup>

Natürlich schwenkte auch die Mode auf das Thema ein. Das typische Tango-Kleid wurde vom Knie abwärts immer dünner. Exzentrische Modelle zeigten dort nur mehr Fransen und erlaubten, der ungehinderten Bewegung der Beine wegen, Einblicke, die auf der Straße als skandalös empfunden wurden.

Frauenrechtlerinnen, Künstler und Kunstgewerbler hatten sich seit Beginn der 1890er Jahre mit einer weiblichen „Reformkleidung“ beschäftigt. So wollten sie die Frauen von der bis viele Pfunde schweren Unterwäsche befreien, insbesondere vom Korsett, das die Luft abschnitt. Mochten die neuen Entwürfe noch so praktisch sein, sie wurden häufig als plump abgelehnt. Nachdem aber die Pariser Modeschöpfer, angeführt von Paul Poiret, korsettlose Silhouetten mit ihrem Raffinement versahen und selbst Tango-Kleider lancierten, konnten sich auch die Damen der Oberwelt für den einfachen Schnitt begeistern. Statt Korsett bot nun der Handel leichtere „Leib-Träger“, laut Hersteller so „biegsam, wie es der Tanz erfordert“.<sup>21</sup> Die neuen, klaren Linien schufen einen modernen Typus. Auch die Herren vom Tanzclub waren Vorreiter modischer Finessen. Sie blendeten mit Monokel, amerikanischen Polsterschultern und matt glänzenden Pumps.

<sup>19</sup> Tango-Sitten, in: Berliner Illustrierte Zeitung vom 4. 1. 1913.

<sup>20</sup> F. W. Koebner (Anm. 1), S. 76.

<sup>21</sup> Anzeige in: Cabaret Tanz Revue, 3 (1913).

Der Tanz selbst wurde ebenfalls zum Geschäft. Tango-Koryphäen waren als Lehrer bald so gefragt, dass sie von der feinen Kundschaft bis zu zweihundert Mark Stundenhonorar verlangt haben sollen, weit mehr als ein guter Monatslohn. Allein die prägnantesten Figuren des Tango, darunter der „Corte“ (bereits von den Step-Tänzen als „Break“ bekannt) und die „Schere“ (Kreuzlauf der Füße) erschienen kompliziert genug, um mäßig talentierte Schüler längere Zeit bei der Stange zu halten. Nebenbei wurden, um das Geschäft weiter zu beleben, Tango-Ableger lanciert, die es in dessen Schlepptau jeweils jedoch nur zu kurzlebiger Publizität brachten. Solche künstlichen Kreationen, die Phantasienamen wie *TaoTao*, *Furlana*, *Rouli Rouli* oder *Chichipanga* trugen, blieben zumeist reine Bühnentänze. Einzig die brasilianische *Maxixe* setzte sich zeitweise als Turniertanz durch. Sie alle zu erlernen, war für Normaltänzer viel zu mühevoll, zumal man oft schon mit dem Tango überfordert war. „Der größte Teil der Tangofreunde“, urteilte Koebner, „ist rein theoretischer Natur.“<sup>22</sup>

## Schwofende Avantgarde

Mit seiner neuartigen Rhythmik, seiner Sentimentalität und erotischen Dramaturgie riss der Tango die Bürger aus ihrem Phlegma. Das war aber noch nicht alles. „Jeder Tango muß verschieden getanzt werden“, erklärte der Experte.<sup>23</sup> Es genüge also nicht mehr, „die Technik der einzelnen Schritte zu kennen.“ Stattdessen komme es auf die Phantasie und das musikalische Empfinden der Tänzer an.<sup>24</sup> Denn, so die Erkenntnis, „der Tango gewährt eine ungehinderte Aeußerung des Körpers, während die alten Tänze Turnübungen waren“.<sup>25</sup> Wenn, so wäre anzumerken, man ihn nicht gerade Sport und Etikette unterworfen hätte.

Tango war etwas grundsätzlich anderes. Und dieses Andere bestand darin, dass er gerade keine bis ins Letzte fixierte Choreografie hatte, sondern eine offene Struktur. Diese Offenheit, die er mit anderen modernen Tän-

<sup>22</sup> Franz Wolfgang Koebner, Der Tango und Herr v. Jagow, in: Elegante Welt, 2 (1913) 27.

<sup>23</sup> F. W. Koebner (Anm. 1), S. 40.

<sup>24</sup> Ebd., S. 40.

<sup>25</sup> Ebd., S. 48.

zen gemein hatte, lag nicht zuletzt in seiner Entstehung begründet. Er war eben nicht erdacht, sondern hatte sich wie von selbst auf der Tanzfläche entwickelt, da, wo niemand den Taktstock schlug. „Wie die Völker tanzen, das bringen ihnen keine Schulen bei. Sie lernen es selber. Tänze kommen wie die neuen Zeiten von ganz allein“, bemerkte dazu eine berühmte Bühnentänzerin.<sup>26</sup> Und wie dies aussehen konnte, das beschrieb ein über den Tango empörter Berliner Saalbesitzer folgendermaßen: „Das Anwachsen dieser Unsitte (ist) auf die ‚Musik für alle‘ – die Leierkästen – zurückzuführen. Die Jugend eignet sich nach dem Takte dieser Musik auf Rollschuhen die Gymnastik dieser Tänze an“, behauptete der Mann.<sup>27</sup> Man hat den bevölkerten Kreuzberger Hinterhof geradezu vor Augen.

Ein weiterer Grund für die Besonderheit der neuen Tänze waren ihre multiethnischen Wurzeln – im Falle des Tango die von Einwanderern unterschiedlichster Herkunft besiedelten Schmelztiegel rund um den Rio de la Plata. Der Tango kam als transkultureller Tanz über den Atlantik, ein Mischling aus europäischen, amerikanischen und afrikanischen Anteilen. Gerade auch daher rührte seine besondere, offene Struktur, die der Individualität freien Raum ließ und jede feste Ordnung auf der Tanzfläche unmöglich machte – und das war der eigentliche Skandal. Dass der Tango auf Individualität und Innovation angelegt war, darin glich er nicht nur dem modernen Bühnentanz, der sich als „Ausdruckstanz“ gerade ebenfalls herausbildete. Es waren auch Merkmale, die sich damals in der modernen Kunst wie auch im modernen Design Bahn brachen. Beim freien Tango, könnte man zugespitzt sagen, gehörte jeder zur Avantgarde.

## „Die Mörder tanzen Tango“

Aufgrund seiner Geschlechtssymbolik hatte der Tango trotzdem einen lasziven Ruf. Dem Irrtum, diese Darstellung mit dem Dargestellten zu verwechseln, saß insbesondere die Polizei auf. In München gab man 1914 die Parole aus: „Die Polizeidirektion wird auch heuer gegen anstößige Tänze entschieden vorgehen, mögen sie eine Bezeichnung führen, wie sie

<sup>26</sup> Madame Saharet, Die neuen Tänze, in: Cabaret Tanz Revue, 3 (1913).

<sup>27</sup> Zit. nach: Cabaret Tanz Revue (Anm. 8).

wollen. Auch der sogenannte Tango wird im allgemeinen zu diesen Tanzarten gehören.“<sup>28</sup> Die Praxis beschränkte sich allerdings meist auf die Beschlagnahme gemäßigt-erotischer Tango-Postkarten. Zwar hatte Kaiser Wilhelm II. höchstpersönlich seinen Offizieren untersagt, den Tango in Uniform zu tanzen. Aber angesichts des Kultes, der gerade von Mitgliedern der Aristokratie und des Besitzbürgertums um diesen Tanz getrieben wurde, schienen polizeiliche Maßnahmen wenig Erfolg versprechend. So wunderte sich auch niemand, dass am selben Tag, an dem die Münchner Polizei ihr energisches Vorgehen ankündigte, im Hotel „Bayerischer Hof“ ungestört ein Ball im Zeichen des Tango stattfinden konnte. „Der Tango“, das war offensichtlich, hatte „sich vom lästigen Ausländer unter Polizeiaufsicht zum staatlich-privilegierten Schützling der guten Gesellschaft gewandelt“.<sup>29</sup>

Im Februar des Jahres 1913 meldete die Wiener Presse eine Bluttat: Ein Ehemann, Prokurist und Sohn aus angesehener Familie, hatte seine Frau aus Eifersucht erschossen. Was der Sache die Würze gab: Die beiden, bekannte Figuren der Wiener Salons, waren als Tänzerpaar auf Elitebällen beklatscht worden. Der Täter wurde aufgrund eines Gutachtens, das ihm vorübergehende Verwirrung bescheinigte, bald auf freien Fuß gesetzt und konnte bereits in der nächsten Saison wieder als Tango-Held glänzen. „Das Leben starb. Die Mörder tanzen Tango“, bemerkte der Wiener Publizist Karl Kraus in einer Satire zu diesem skandalösen Fall.<sup>30</sup>

Der Tanz ging tatsächlich weiter. Die feine Gesellschaft, mithin „Die oberen Zehntausend“, tanzten getreu nach dem Titellied dieser Berliner Revue so lange, bis 1914 bei Kriegsbeginn ein allgemeines Tanzverbot dem Treiben offiziell ein Ende setzte und das große Töten begann: „Wir tanzen auf einem Pulverfaß/und grad das, grade das, grade das macht Spaß!/Man tanzt – und wenn schon die Lunte brennt –/man tanzt – man tanzt – bis zum letzten Moment!“<sup>31</sup>

<sup>28</sup> Polizeibericht, Stadtarchiv München, Chronik: Januar 1914.

<sup>29</sup> Elegante Welt, 2 (1913) 48.

<sup>30</sup> In: Die Fackel, 15 (1913) 386, S. 24.

<sup>31</sup> „Die oberen Zehntausend – Amerikanische Tanzoperette“, Metropoltheater Berlin 1909.

„APuZ aktuell“, der Newsletter von

## Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: [www.bpb.de/apuz-aktuell](http://www.bpb.de/apuz-aktuell)

# APuZ

Nächste Ausgabe 13–14/2013 · 25. März 2013

## Gesellschaftliche Zusammenhänge

*Volker Kronenberg · Julia Friedrichs · Detmar Doering*

Was hält die Gesellschaft zusammen? Drei Akzente

*Silke van Dyk*

In guter Gesellschaft? Wandel in den Randzonen des Sozialen

*Serhat Karakayali*

Kosmopolitische Solidarität

*Brigitte Hasenjürgen*

Aushandlungsprozesse in variablen Grenzen –  
Beispiel Migration

*Heidi Hein-Kircher*

„Deutsche Mythen“ und ihre Wirkung

*Bernhard Giesen · Robert Seyfert*

Kollektive Identität

*Kurt Möller*

Kohäsion? Integration? Inklusion?

*Alfred Eisfeld*

(Spät-)Aussiedler in Deutschland

*Marcus Meier*

„Christliche-jüdische Leitkultur“ und Bildungsarbeit  
gegen Antisemitismus



Die Texte dieser Ausgabe stehen – mit Ausnahme des Textes von Florian Illies – unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland.

Herausgegeben von  
der Bundeszentrale  
für politische Bildung  
Adenauerallee 86  
53113 Bonn



### Redaktion

Dr. Asiye Öztürk  
Johannes Piepenbrink  
(verantwortlich für diese Ausgabe)  
Anne Seibring  
Sarah Laukamp (Volontärin)  
Telefon: (02 28) 9 95 15-0  
[www.bpb.de/apuz](http://www.bpb.de/apuz)  
[apuz@bpb.de](mailto:apuz@bpb.de)

Redaktionsschluss dieses Heftes:  
8. März 2013

### Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH  
Kuhessensstraße 4–6  
64546 Mörfelden-Walldorf

### Satz

le-tex publishing services GmbH  
Weißenfelsstraße 84  
04229 Leipzig

### Abonnement-service

**Aus Politik und Zeitgeschichte** wird  
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**  
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-  
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-  
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.  
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Vertriebsabteilung **Das Parlament**  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main  
Telefon (069) 7501 4253  
Telefax (069) 7501 4502  
[parlament@fs-medien.de](mailto:parlament@fs-medien.de)

### Nachbestellungen

IBRo  
Kastanienweg 1  
18184 Roggentin  
Telefax (038204) 66 273  
[bpb@ibro.de](mailto:bpb@ibro.de)  
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit  
4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen  
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**  
stellen keine Meinungsäußerung  
der Herausgeberin dar; sie dienen  
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

# Vorkrieg 1913

APuZ 12/2013

*Florian Illies*

## 3–8 **Schlaglichter aus dem Jahr 1913**

Hitler und Stalin in Wien; die Nervosität des Erzherzogs Franz-Ferdinand; ein letztes Zusammenkommen des europäischen Hochadels zur Vermählung der kaiserlichen Tochter; zugleich schreibt Oswald Spengler am „Untergang des Abendlandes“: schlaglichtartige Episoden vermitteln ein Gefühl für ein besonderes Jahr.

*Michael Epkenhans*

## 9–14 **Europa am Abgrund? Großmächte zwischen Krisendiplomatie und Aufrüstung**

Während sich die Kriege auf dem Balkan zu einem gesamteuropäischen Krieg auszuweiten drohten und entsprechend aufgerüstet wurde, herrschte auf dem diplomatischen Parkett reger Betrieb. In welche Richtung sollten sich die Beziehungen zwischen den Mächten entwickeln? Welche Faktoren spielten dabei eine Rolle?

*Björn Opfer-Klinger*

## 15–21 **1913 als Kriegsjahr: Südosteuropa und die Balkankriege**

Während das Jahr 1913 in vielen europäischen Staaten rückblickend als das letzte „normale“ Jahr vor der Katastrophe des Ersten Weltkriegs dargestellt wird, bedeutete es für Südosteuropa bereits eine tief greifende Zäsur. Es besiegelte das Ende der osmanischen Herrschaft und veränderte den Balkan nachhaltig.

*Christoph Nübel*

## 22–27 **Bedingt kriegsbereit. Kriegserwartungen in Europa vor 1914**

Kriegsbilder und Militarismus waren in den europäischen Gesellschaften nicht allein durch Propaganda „von oben“ entstanden. Vielmehr basierten sie auf einem weit verbreiteten Gedankengut. Erst das Gefühl, einen Verteidigungskrieg zu führen, konnte gewährleisten, dass viele Europäer bereitwillig in den Krieg zogen.

*Robert W. Cherny*

## 28–33 **Die Vereinigten Staaten vor 1914**

Als Woodrow Wilson 1913 Präsident wurde, ging er davon aus, eine Reihe innenpolitischer Probleme angehen zu können, die durch die Entwicklung des Landes zu einer urbanen und industriellen Gesellschaft entstanden waren. Viele Amerikaner glaubten, dass Kriege unter zivilisierten Nationen obsolet geworden waren.

*Bernd Polster*

## 34–38 **„Tangomanie“. Die erste Tanzwelle**

Als der Tango Anfang des 20. Jahrhunderts nach Europa kam, löste er nicht nur eine Tanzwelle aus, sondern auch eine rege Debatte. In der Haltung pro und contra Tango traten kulturelle Frontlinien zutage; der Tanz war ein Stimmungsbarometer der verkrusteten Gesellschaft und verfügte über einiges Skandalpotenzial.